

# EINS

„Hallo, wir sind hier, um David Bowie zu sehen.“

**Die Rezeptionistin schaut, mit den Wimpern klimpernd,** auf das verwegene Duo, das gerade aus dem Aufzug gestiegen und an ihren Tisch getreten ist. Schulterlange Haare, lässig schicke Klammotten, der Geruch von Gauloises und Crosby, Stills & Nash. Es könnten Musiker sein.

„Wir sind vom *Melody Maker*.“

Sie lächelt und senkt ihr Kinn, ein unsagbar sanftes Nicken. Aber sicher doch.

Den mit dem Schnurrbart, der dem von Jason King leicht ähnelt, kennt man weithin als „Mick“, obwohl er viel lieber „Michael“ genannt werden würde wie in seiner Autorenzeile. Er ist seit fast zwei Jahren fester Redakteur beim meistverkauften Musik-Wochenmagazin, wahnsinnig dankbar, dem Lokalblatt aus Mittelengland entkommen zu sein, wo seine eigene Entertainment-Kolumne allwöchentlich als Erholung von dem „Rumtreiberproblem“ und den Forderungen nach einer Wiedereinführung der Prügelstrafe für randalierende Skinheads diente. Statt die ehemalige *Crossroads*-Darstellerin Sue Nicholls über ihre Wurzeln in Walsall zu interviewen, verdient er nun seinen Lebensunterhalt, indem er mit John Lennon über Goebbels streitet.

Michaels zerzauster Handlanger mit dem fröhlichen Blick, der breit wie ein Kleiderbügel grinst, ohne zu erklären, was so witzig ist, heißt Barrie. Er umklammert eine braune Arzttasche, die mit einem

schmuddeligen Mosaik aus Tour-Pässen von Bands beklebt ist. Dass kein Stethoskop drinsteckt, würde niemanden wundern, auch nicht Jan, die Rezeptionistin. Stattdessen sind es eher schamanische Heilmittel: Regenschirm, Blitzgerät und eine Pentax Spotmatic, die schon die Seele der Beatles, von The Who, Jimi Hendrix, Led Zeppelin und allen anderen *Melody Maker*-Titelhelden eingefangen hat, die mit unsagbar verschlafener Durham-Näselstimme vor seinem Objektiv in Position gebracht wurden.

Michael Watts' Worte und Barrie Wentzells Fotos helfen dem Blatt gemeinsam, 174.000 Exemplare wöchentlich zu verkaufen – mehr als seine poppigere Schwester *Disc and Music Echo*, sein tödlichster Rivale *New Musical Express*, das immer noch zu ernste *Sounds* und der zu launige *Record Mirror* – der Grund dafür, dass sich der *Maker* traut, sich die „Bibel des Rock“ zu nennen, obwohl sein Herausgeber ein 34-jähriger ehemaliger Schachmeister ist, der mit Eulenaugenbrille, bunter wie breiter Krawatte und überkämmter Halbglatze seine wahre Berufung als BBC-Wetterfrosch verfehlt zu haben scheint. Nicht dass es Ray Coleman bekümmern würde. An den Kiosken sticht seine Zeitschrift die Konkurrenz nach wie vor aus. Er setzt großmeisterliches Vertrauen in seine ausnahmslos männliche Belegschaft, die ihn behutsam überredet, die Seiten ihren eigenen Geschmäckern entsprechend zu füllen, wenn sie nicht gerade mit Klebeband umwickelte Exemplare des Hefts von letzter Woche durchs Büro kicken oder sich nach einem feuchtfröhlichen Lunch im Red Lion wieder nüchtern tippen. Aus diesem Grund sind Michael und Barrie trotz Rays partieller Bedenken an diesem tristen Januarmorgen hier in der Regent Street.

„Um David Bowie zu sehen.“

*Hunky Dory* hat die Sache geschaukelt – das Album, das David kurz vor Weihnachten herausbrachte, als Michael sein Exemplar zusammen mit einem Presseschreiben bekam, das ihn anhielt: „Sperr' die Lauscher auf, und du verstehst es.“ Also sperrte er die Lauscher wieder und wieder auf, bevor er in seiner aktuellen *Maker*-Kritik das Fazit zog: „Es ist nicht nur das beste Album, das Bowie je gemacht

hat, sondern auch das einfallsreichste Stück Songwriting, das in der letzten Zeit auf einer Platte erschienen ist.“ Er schwärmte noch gestern bei der Redaktionssitzung davon, als er sich erfolgreich um ein Interview-Feature mit dem Schöpfer von *Hunky Dory* bemühte, das seiner begeisterten Kritik folgen sollte. Es bedurfte nur eines Anrufs bei der Plattenfirma, um das Treffen an diesem Morgen in den Büros von Davids Management Gem Music anzuberaumen.

„Nehmen Sie Platz“, sagt Jan lächelnd und greift nach einem Telefon, während Michael und Barrie ihre knöchigen Hintern in die Polster des Rezeptionssofas sinken und ihre Blicke vom Teppich über Chrom und eine Topfpflanze zu einem Beistelltisch mit Hochglanzzeitschriften huschen lassen, die keiner von ihnen anrührt.

Das letzte *Maker*-Interview mit David fand im April statt, als der für heitere Artikel zuständige Redakteur Chris Welch ihn auf ein Pint ins Red Lion mitnahm, um herauszufinden, warum er auf dem Cover des neuen Albums ein Kleid trägt. Die Überschrift lautete: „WARUM ZIEHT DAVID BOWIE GERN FRAUENKLEIDER AN?“

Und immer noch denselben Sänger erwartet Michael heute noch zu treffen, den er schon Schwarz auf Weiß einen „Priester des *high camp*“ genannt hat, wobei seine neugierige Nase den frischen Duft witterte, der dem gewöhnlichen Schweißgeruch des Rock eine zunehmend blumige Note verleiht. In den letzten zwei Monaten saß Michael vor Marc Bolan, der sich die Locken aus den Augen strich, während er über sein „bisexuelles Auftreten“ sprach, und beobachtete, wie Rod Stewart aus einem weißen Lamborghini stieg, der nach Blondinen und Blue-Nun-Wein roch, um den „queeren Aspekt“ seiner Bühnenpräsenz zu erläutern. Unterdessen hörte man Michaels *Maker*-Kollegen und Print-Mitbewerber über Aschenbechern und Bierdeckeln raunen, welche neuen Genrebezeichnungen infrage kämen: „Queer-Rock“, „Schwulen-Rock“ und „Camp-Rock“. Wie ihm Rod allerdings erst letzte Woche sagte, als er eine Fluse von seinem scharlachroten Samtanzug schnippte: „Alles Glamouröse ist ein bisschen *camp*.“ Die weibische Pose hat Saison, und Michael kommt heute in die Gem-Büros in der Erwartung, eine weitere far-

benprächtige Blüte zu sehen. Genauso wie Barrie, der tief im prächtigen Gomorrha von Soho logiert, wo man ihn gelegentlich beim Scrabble-Spielen mit Quentin Crisp antrifft. Wenn die Männer vom *Maker* eines sind, dann durch nichts aus der Fassung zu bringen.

„Wenn Sie mir bitte einfach folgen mögen.“

Jan begleitet sie durch einen Flur an halboffenen Türen vorbei, hinter denen gedämpfte Unterhaltungen, leise Musik und schrillende Telefone locken. Dann bleibt sie stehen, klopft kaum wahrnehmbar an einer und öffnet sie im selben Moment weit genug, um ihren Kopf durch den Spalt zu schieben. Sie hören sie sagen: „David? *Melody Maker* ist hier.“ Dann tritt sie höflich lächelnd zur Seite, gleichzeitig schwingt die Tür auf, sodass sie ungehindert in den Raum schauen können ...

**Irgendwo in nicht allzu weiter Entfernung** der Gem-Büros befindet sich eine Schule. Und wo eine Schule ist, da sind auch Schulmädchen. Wenn die Schulglocke läutet, ist Pausenzeit. Und wenn sie Pause haben, stehen Schulmädchen zusammen in den Ecken von Umkleiden, Spielplätzen, Gängen und Toiletten, um in der *Mirabelle* dieser Woche zu blättern. Und in der *Mirabelle* dieser Woche steht zwischen dem Dolly-Pops-Comicstrip und einem Gewinnspiel mit dem fantastischsten Mr-Freedom-Zwirn im Wert von 50 Mäusen als Preis, auf Seite 8 die unheimlichste aller Prophezeiungen.

„Schon wieder liegt ein neues Jahr vor uns, und mit ihm kommt ein brandneuer Mann – der Super Guy von 1972. Er wird ganz anders sein als sein Vorgänger. Genaugenommen ähnelt er Ende des Jahres vermutlich einem Astronauten.“

Der begleitende Comic von Super Guy '72 zeigt einen recht jungen Mann in einem Weltraumanzug und kniehohen Stiefeln mit Plateausohlen, der strähnig gefärbte Haare hat und geschminkt ist.

„Der trendigste aller Männer wird Wimperntusche auftragen und vielleicht auch ein wenig Lidschatten an seine Augen lassen.“

Die Glocke läutet. Die Pause ist um. Die *Mirabelle* wird wieder zusammengerollt und in einen Ranzen gesteckt. Doch der Geist von Super Guy '72 wurde aus der Flasche gelassen ...

**Michael und Barrie blinzeln.** Aus einem Sessel vor ihnen erhebt sich eine Gestalt in einem merkwürdigen, zweiteiligen, gesteppten, futuristischen Overall, der wie eine elektrische Leiterplatte gemustert ist. Das kragenlose Oberteil wird am Reißverschluss aufgezogen und entblößt eine knochige, alabasterweiße Brust. Der Schritt ist gepolstert, die Hosenbeine haben zu den Knien hin Hochwasser und klotzen mit einem glänzenden Paar feuerwehrroter Ringkampfstiefel mit dicken Plateausohlen. Die Haare sind ganz anders als bei der eindrucksvollen Greta Garbo auf dem Cover von *Hunky Dory*, kurz und gescheitelt, stachelig auf dem Kopf und elfenhaft fransig an den Seiten, wo die Ohren abstehen. Am seltsamsten sind die Augen unter dem flaumigen Pony, weil sie farblich nicht zusammenzupassen scheinen; das eine, das irrsinnig starrt, ist blau, das andere braun und geweitet wie unter Drogeneinfluss. Die bereifte Hand, die keine qualmende Zigarette hält, streckt sich unvermittelt aus. Michael nimmt und schüttelt sie, ordnet seine Gedanken neu. Hinter ihm wird das Grinsen, das Barrie im Gesicht steht, seit er heute Morgen aufgewacht ist, noch etwas breiter.

„Hi.“ Kurz blitzen schiefe Zähne auf. „Ich bin David.“

Er setzt sich wieder und spiegelt dabei Michaels Bewegungen, der es sich im Sessel gegenüber bequem macht. Ein Stück weit vor der hinteren Wand nimmt Barrie leise die Pentax aus seiner Arzttasche. David beugt sich in seinem Sessel nach vorn, um eine neue Marlboro Red anzuzünden, und erstickt die Flamme beim Ansaugen, ehe er sich zurückfallen lässt und die Zigarette hält wie es in Schals gewickelte Vamps in alten Filmen tun: wackelnd zwischen Zeige- und Mittelfinger der Hand, die mit der Innenfläche nach oben abgeknickt ist, während der Qualm aufsteigt und verfliegt wie bei einer Leuchtfackel auf dem Meer. Er schlägt sein rot gestieftes linkes Bein – der Fuß zuckt merklich – über sein rechtes Knie. Er knetet sein Kinn sanft. Er haucht aus. Er grinst. Er ist bereit zu explodieren.

David weiß, was er sagen wird, bevor überhaupt eine Frage gestellt wurde. Er wusste es schon heute Morgen beim Aufwachen, geweckt von fernem Tellerklappern, als Donna von gegenüber – manch-

mal liebevoller „Dolly“ genannt – mit ihrem täglichen Küchenputz begann. Er wusste es gestern Nacht, als er mit seiner Frau Angie in sein Himmelbett fiel, während ihr sieben Monate alter Sohn Zowie in seinem Bettchen gluckste. Er wusste es letzten Sonntag, als er mit seiner gepuderten Gang aus Freddie, Daniella, Wendy und allerlei amphetaminisierten Kurtisanen – männlich, weiblich und in allen 57 Zwischenvariationen – Hüftstöße auf der Tanzfläche des Sombrero vollführte. Er wusste es letzten Samstag, als er 25 wurde und die Schicksalsglocke ein stürmisches „Jetzt oder nie“-*Ding-Ding* ertönen ließ. Er wusste es seit Tagen, Wochen, den letzten paar Monaten: der sich aufbauende Druck, sein schärfer werdender Verstand, seine härter werdende Musik, sein ganzer Körper wie unter Strom gesetzt. Er wusste bloß nicht, wann. Bis gestern, als man ihm mitteilte, der *Melody Maker* wolle ein Treffen. Sein erstes Interview 1972. Da wusste es David.

Heute fängt es an.

**Wie an den meisten Tagen** fängt es für David in der gemieteten Erdgeschosswohnung in der Southend Road 42 in Beckenham mit einer Tasse Kaffee, einem Glas Orangensaft und einem „Morgen, Dolly“ für Donna Pritchett an. Die Morgenstunden in Haddon Hall sind deutlich stiller, nun da der obere Treppenabsatz seine drei Untermieter verloren hat: Davids Band – Mick, Trevor und Woody – sind gemeinsam in eine Mietwohnung im ersten Stock zwei Meilen weiter nördlich in der Nähe des Bahnhofs West Wickham gezogen. Während Donna abstaubt, lässt Angie David ein Bad ein, wo er in Ruhe über den bevorstehenden großen Tag nachdenken kann, umgeben von Seife, Shampoo und einem Stapel Sex-Magazine – *Forum*, *Curious*, *Heat*, *Club International* – für eine vertiefte Lektüre, während sein kleiner Sohn in die Obhut ihrer Untergeschossnachbarin und haus-eigenen Nanny Sue Frost gegeben wird. Dann hilft Angie Donna beim Aufräumen des Vorderzimmers, wo noch der schwache Duft von Rotem Libanese in der Luft schwebt, über verstreuten Platten-covern von *There's a Riot Goin' On*, *Roger the Engineer*, *Fun House* und

*Chuck Berry's Greatest Hits*. Gleichzeitig steht draußen der alte Mr. Hoy, der das Anwesen vermietet, und harkt nach vorne gebeugt sorgfältig das Laub von der vorderen Grundstücksgrenze wie eine Figur im Hintergrund eines Gemäldes von John Constable.

An jedem anderen Tag würde David vielleicht schnurstracks in sein Klavierzimmer mit Blick auf den riesigen Garten hinterm Haus gehen, wo Curly-Lampen und Lalique-Glas sein stilles Publikum abgaben bei den ersten Schwingungen von „Five Years“, „Lady Stardust“ und all den anderen Songs, als diese noch unberührt von den kürzlichen Streichungen und plötzlichen Akkordwechseln zwischen den Wänden ihr Debüt feiern. Heute jedoch, an dem Tag, wo es anfängt, ist keine Zeit. Nach dem Baden verbringt er eine notwendige Ewigkeit in seinem rosa Schlafzimmer, um in die neuen Kleider zu schlüpfen, die ihm sein lieber Freund Freddie genäht hat. Ein passender gesteppter Baumwollzweiteiler, geschneidert aus grau-dunkelgrüner Leiterplatte von Liberty London. Das Oberteil ähnelt einer kleinen Windjacke, die Jeans wurde von Freddie's Lieblingsdesigner inspiriert, Antony Price vom Che Guevara an der Kensington High Street. Price hat neulich freche „Knackarsch“-Caprihosen für Damen mit ins Gesäß genähtem Zusatzmaterial herausgebracht. Für David bedient sich Freddie der gleichen Idee, bloß andersherum mit dem Polster im Schritt für eine noch frechere Beule – als wäre Davids Gemächt nicht auch so schon dick genug. Schließlich schlüpft er in seine neuen, roten Plateaustiefel, die Russel & Bromley auf Bestellung geschustert haben. Noch einmal vor dem Kupferrahmenspiegel an seinen frisch geschnittenen Haaren zupfen, dann geht er hinaus in die Kellergarage an der Südseite des Hauses, wo seine drei Rileys stehen: der museumsreife Gamecock, der schwarz-graue und der rot-weiße, in den er steigt und den Zündschlüssel dreht. Mr. Hoy, der noch Laub recht, blickt nicht auf, während sich David in die Einfahrt windet und Richtung City aufbricht.

So fängt es an.

Wie ein Film, in dem Davids Wagen in einem Panoramaskwenk des Kamerakrans in der Ferne verschwindet, während die Titel-

musik mit dem eröffnenden C-Dur-Septakkord seiner neuen Single „Changes“ losbebt. Sein Management hat es von *Hunky Dory* ausgewählt und sieht darin die größte Chance, die zweijährige Flaute seit seinem letzten Hit „Space Oddity“ zu beenden. Die Strophen sind vielleicht etwas eigenartig, doch es hat eine sehr anregende, Beatles-artige Piano-Bridge aus seinem früheren Lied „London Bye Ta-Ta“ und einen gewaltigen, poppigen Refrain, der auf stotternden Lyrics beruht wie „My Generation“ von The Who. Darum liebt Tony Blackburn das Stück. Er spielt es die ganze Woche über täglich in seinem Frühstücksprogramm auf Radio 1; heute Morgen, als David aufstand und badete, lief es zwischen dem Gin-Mundgeruch „Stay With Me“ von den Faces und dem Soul-Geklatsche „Festival Time“ der San Remo Strings.

Dass Blackburn „Changes“ so liebt, hat einen sehr guten Grund. Später am Abend dieses Tages, an dem es anfängt, hält er um die Hand seiner neuen Freundin an, die Schauspielerin Tessa Wyatt. Sie wird ja sagen, und morgen nach einem weiteren Frühstücksprogramm, in dem er „Changes“ erneut spielt, werden sie Ringe kaufen gehen. Ihrer wird 300 Pfund kosten. In sieben Wochen heiraten sie, der Bräutigam in einem burgunderroten Twill-Reiteranzug, die Braut in cremefarbenem Wollkleid mit schwarzen, kniehohen Stiefeln. Zu diesem Zeitpunkt hat Blackburn endlich seine Junggesellenbude in Regent's Park aufgegeben, und sie wohnen in einer neuen, dreigeschossigen Doppelhaushälfte mit vier Zimmern auf einem Privatgrundstück in St. John's Wood. Bis dahin wird er Davids Single den ganzen Januar hindurch als morgendliche Ouvertüre zu pfeifenden Wasserkesseln, verbrennendem Toast und aufgeweichten Cornflakes laufen lassen. Wie ein eheliches Mantra.

David sieht „Changes“ jetzt nur noch als frühere Vorahnung, die er vor sechs Monaten hatte und die seitdem in Frisur, Kleidung und Ton wahr geworden ist. Das Schicksal des Songs in den Pop-Charts, die derzeit von „I'd Like To Teach The World To Sing“ von den New Seekers angeführt werden, juckt ihn nicht sonderlich. *Hunky Dory* ist seit nicht einmal vier Wochen draußen, aber schon Vergangenheit.



Die Stunde hat geschlagen, der Kalender wurde umgeblättert, der Tisch rein gemacht. Heute fängt es an. Oder sie. Die Zukunft. Ein neues Jahr, ein neuer David.

„Er wird ganz anders sein als sein Vorgänger ...“

### **„Ziggy Stardust.“**

Er sagt es, während er dandyhaft Zigarettenqualm aushaucht und Michaels Stift in Kurzschrift über seinen Spiralnotizblock tänzelt. David wiederholt es.

„*The Rise And Fall Of Ziggy Stardust And The Spiders From Mars.*“

Der Titel seines neuen Albums, das mehr oder weniger fertig ist und gerade in seiner harten, glitzernden Beinahe-Vollendung auf einem Tonbandgerät in der Büroecke läuft.

Er erzählt Michael: „Es handelt von den Abenteuern und der letztlichen Auflösung einer fiktiven Rockband.“ Abgesehen von einem gelegentlichen „kosmisch“ und „abgespaced“ sagt er kein Wort über Außerirdische oder den Weltraum. Das erachtet er nicht als notwendig. Ziggy ist schlicht ein Archetyp – ein „Klischee“, wie er ihn später nennen wird –, Davids eigenes Frankensteins Monster, zusammengenäht aus ganz irdischem Rock-’n’-Roll-Fleisch: die traurige Geschichte des Legendary Stardust Cowboy, seines wilden Freundes Iggy, von Syd Barretts Wahnsinn und der Tragik des englischen Rockers Vince Taylor, dem David in den 1960ern in Soho begegnete und der dermaßen auf Acid war, dass er sich für den Sohn Gottes hielt. In dem einen Song, der nach ihm benannt ist, lastet ein ähnlicher Heiland-Komplex auf Ziggy: das ultimative Jugendidol, gequält von seiner eigenen Eitelkeit wie eine überzeichnete Karikatur von Jagger oder Marc, seine Band The Spiders From Mars ein Pendant zu den Stones oder T. Rex. Der Rest des Albums folgt keiner Erzählung, sondern ist bloß eine Sammlung von Songs, die Ziggy und die Spiders in Davids Vorstellung spielen würden, sei es sein alter Arnold-Corns-Rocker „Hang On To Yourself“ oder Chuck Berrys „Round And Round“. Michael ist der erste Journalist, der das Album hört und entscheiden muss, wo musikalische Fantasie aufhört

und gedruckte Wirklichkeit beginnt. Spricht er mit dem Sänger oder der Hauptfigur der Lieder?

„Ich mag einfach keine Kleider, die man in Geschäften kaufen kann“, sagt David zur Erklärung seines Aufzugs. „Frauenkleider trage ich auch nicht ständig. Ich wechsele sie täglich. Ich bin nicht ausgefallen. Ich bin David Bowie.“

Er prophezeit, er „werde berühmt, und das ist ziemlich beunruhigend.“ Seines Erachtens hat er „mit meinem Chiffon und meinem queeren Getue einen neuen Typ Künstler“ geschaffen. Sein Werk diene einem ähnlichen Zweck wie „Gespräche mit einem Psychoanalytiker.“ Michael schreibt die Antworten auf seine Fragen schnell nieder und bemüht sich, das Innere des Menschen, der David Bowie sein könnte, anhand der Oberfläche dieser wahrscheinlich neuen Rolle zu ergründen, die er Ziggy Stardust nennt. Womöglich sind sie ein und dieselbe Person, Ich und Es. Einander jagend wie Katz und Maus, sowohl zu ihrer eigenen neckischen Unterhaltung als auch für das heutige Zwei-Mann-Publikum, verspielt und frotzelnd in knallbuntem Polari. Die „Queer-Masche“, könnte Rod mit einem Gackern sagen, das BH-Ver-schlüsse aufhakt. Bloß dass dies anders ist. Als Ehemann und Vater spart sich David die Mühe, Michael seinen pulsierenden Machismo zu beweisen. Auf die „Schwulenbewegung“ angesprochen spürt er schwach Sombbrero-Champagner auf seiner Zunge perlen.

„Ich bin vermutlich das, was die Leute als bisexuell bezeichnen würden.“

Und so fängt es an.

„Ich bin und war immer schwul, schon als David Jones.“

David lächelt. Michaels Stift gleitet über den Block, während hinter ihm die Pentax klickt. Die Farbfilmfiktion von Ziggy Stardust wird 35-mm-Schwarzweißfakt.

**Der kurze Januartag** der Offenbarungen ist im Nu zur blauen Abendstunde vorgerückt. In der Fleet Street haut Michael in die Tasten seiner Schreibmaschine. In der Dean Street bereitet Barrie in der Dunkelkammer seiner Wohnung über Pizza Express Entwicklerlösung